

2012 das Jahr der Mayas

Das Jahr 2012 sollte, nach dem Kalender der Mayas, das Jahr des Untergangs auf der Erde sein. Anscheinend haben sich diesmal die Mayas verkalkuliert. Aber vielleicht doch nicht ganz: Könnte es sein, dass die Apokalypse stattgefunden hat ohne, dass wir es bemerkt hätten ?

Analysieren wir doch einmal ähnlich einem Schachspieler, wie die Partie für uns steht. Eines gleich vorab, ich glaube nicht, dass es in der Geschichte der Menschheit eine Zeit gegeben hat, zu welcher der Mensch „glücklicher“ war als heute. Glück existiert nicht. Der Mensch stand früher zweifellos weniger unter Zeitdruck, war authentischer, fröhlicher, weniger wehleidig und vor allem weniger erbärmlich, aber glücklicher? Könnten wir uns nur eine Viertelstunde zurückzusetzen in die Zeit, in der Bettler ihr Dasein in den Pariser Hinterhöfen fristeten, Leprakranke die Straßen bevölkerten, Straßenräuber und Wegelagerer den Reisenden auflauerten, in die Zeit der Epidemien, der Hungersnöte, der Wölfe, der Scheiterhaufen, der Schreckensherrschaft des Adels, wir würden uns sehr schnell nach einem bequemen Sitzplatz im TGV sehnen. Bei unseren Freunden, den antiken Griechen, war es kaum besser: gegenseitiges Misstrauen, Neid, ständige Anschuldigungen, Verrat in allen möglichen Spielarten – das konnten auch prunkvolle Prozessionen, Chorgesänge und alle Kunst Griechenlands nicht übertünchen. Und beim Gedanken an das alte Rom, Ägypten oder an die Azteken gefriert mir schlichtweg das Blut in den Adern. Wichtig ist vor allem, zu wissen, was uns Menschen heute auf so schändliche Art und Weise kaputt macht. Im Grunde muss jedes denkende Wesen wissen, woran er bei seinen Zeitgenossen ist, ebenso wie ein Fisch sich für die Wasserqualität in seinem Lebensraum interessieren sollte, denn im Leben gibt es eine Grundpflicht: das Bewusstsein, mehr zu sein als nur ein weiterer Toter unter Toten. Die Bilanz ist weltweit dieselbe, und dabei handelt es sich tatsächlich um eine Premiere in der Geschichte der Menschheit: die gleichen Kaufhäuser in jeder Fußgängerzone, die gleichen geschlechtslosen Gesichter, die gleichen Stecknadelköpfe auf künstlich aufgepumpten Muskelkörpern, die gleichen unterkühlten Puppen mit obligater Intimirasur, die gleichen Jobsucher, die gleichen in Rudeln auftretenden und krampfhaft auf jung machenden Rentner... Die Liste ließe sich noch erweitern um Fastfood, das

überall auf der Straße in sich hineingeschlungen wird, Fernsehserien, die abstrakt bleibende Pflicht, seinen Nächsten zu lieben, systematische Idealisierung alles Ausländischen, diese internationalen

Eingreiftruppen, stahlhelmbewehrte, überbezahlte Bubis, die mehr an Playboys mit Sonnenbrille und Multifunktionsuhr erinnern und die ganze Magazine auf Feinde abfeuern, von denen weit und breit am Horizont nichts zu sehen ist... Es gibt keine europäischen Soldaten mehr – ein durchaus folgenschwerer Umstand: „Solange der Soldat überlebt, wird die völlige Verkommenheit erschwert“, heißt es bei Nicolás Gómez Dávila.

Jedem Zeichen haftet eine schicksalhafte Bedeutung an, man muss es nur richtig zu deuten wissen. So steht der Verzehr von Fastfood für Essen aus Pappschachteln, egal wo, Hauptsache schnell. Fast bin ich geneigt zu sagen, der Mensch frisst wie ein Hund, aber selbst Hunde fressen aus einem Napf, der regelmäßig gereinigt wird, zumindest in Europa. Und was die Millionen von Joggern angeht, die weltweit ihre Bahnen ziehen, so muss man allen augenscheinlich rationalen Erklärungen zum Trotz feststellen, dass sie in erster Linie vor etwas davonrennen, wie alle, die von Panik ergriffen sind.

Die Hoffnung mag ja durchaus der Motor des Lebens sein, darf aber nicht mit einer Form von Feigheit verwechselt werden, welche darin besteht, zu meinen, alles werde sich schon von selbst regeln. Die Dinge erledigen sich in der Tat immer von selbst. Das hat dann allerdings auch seinen Preis, genauer gesagt wurde dafür zumeist mit dem eigenen Untergang bezahlt. Die alten Griechen, die Römer, die Inkas, die Mayas, die Maoris und viele andere wurden entweder massakriert oder durch Überalterung dezimiert. Die Dinge haben sich in der Tat von selbst erledigt... Andere Völker haben ihren Platz eingenommen. Der Weg führt also über die Zerstörung, die Selbstzerstörung wohl gemerkt. Die Menschheit wird ein paar Mal zucken, es wird ein paar Milliarden Tote geben, und schon werden die Dinge auf der Erde wieder ins Lot kommen. Einzelne Volksgruppen, vermischte oder unvermischte, werden zunächst in Baronaten zusammengeschlossen werden, später in Regionen oder auch Nationen, nie wird es jedoch die in den heutigen Utopien skizzierte und herbeigewünschte Weltnation geben, sondern immer ein Aufeinandertreffen der Kulturen. Dann, wenn die Menschen aus riesigen Kratern wieder hervorklettern, wird Henry Millers Satz neue Aktualität gewinnen:

„Ist der Mensch wieder auf seine eigenen Möglichkeiten angewiesen, beginnt sein Leben in der griechischen Art von neuem: ein paar Ziegen oder Schafe, eine kunstlose Hütte, ein kleines Feld, ein paar Olivenbäume, ein Bach, eine Flöte.“

Im Gegensatz zu Jean-Jacques Rousseau und einigen anderen bin ich keinesfalls so naiv, zu glauben, die Rückkehr zur Natur sei der Weg des Heils. Millers leicht poetische Schilderung beschreibt im Grunde Entbehrungen, wie wir sie nur aus Fernsehsendungen über andere Kontinente oder aus unseren europäischen Kriegen kennen. Aber das wird der Preis sein: Eine Welt, die nichts Bukolisches an sich hat. Vergils Bach wird aus Eis und die Sonne aus Stein sein. Wie die Griechen es vor rund 3000 Jahren an den Küsten und in den Bergen von Hellas vormachten, wird auch der neue Mensch Standbilder des aufrecht stehenden Menschen erschaffen, des Säulen-Menschen, des freien Menschen und Bürgers, des Menschen im Licht. Nur über die Zerstörung lernt man, das zu verstehen und zu erkennen, was man zu lieben bestimmt ist. Vielleicht wird der neue Mensch noch an die ursprünglichen, archaischen griechischen Statuen lächelnder junger Frauen und Männer und Frauen erinnern, die sogenannten Koren und Kouroi, diese jedoch nicht einfach kopieren, ebenso wie moderne Künstler zum Teil auch heute noch ihre Inspiration aus den Kouroi beziehen, ohne diese zu kopieren. Nein, der neue Mensch wird wie wir wissen, dass das einzige wirkliche Abenteuer des Menschen nicht in der Nachahmung besteht, sondern darin, den Weg zu sich selbst zu finden.

Aber welche Bedeutung hat denn nun die Botschaft der griechischen Antike für uns Menschen, die wir im Jahr 2012 leben? Diese Botschaft, die „wir noch immer vernehmen, die jedoch nicht für unsere Ohren bestimmt war“? (Thierry Maulnier)

Dem antiken Griechen im Jahr 2012 wäre zunächst einmal die Globalisierung vollkommen egal. Für den Griechen zählte in erster Linie sein Haus, seine Stadt oder seine Insel. Dementsprechend zählte für ihn die Verteidigung der Stadt und der Stadtmauer zu den höchsten Werten. Vor diesem Hintergrund sind auch Oswald Spenglers Betrachtungen zu den Griechen und dem aufrecht stehenden Menschen in *Der Untergang des Abendlandes* zu sehen. Niemals zuvor hatte es jemand klarer und deutlicher formuliert. Die Nacktheit des griechischen Kouros, den Säulen-Menschen, den Menschen im Licht, drückt nach Spengler die absolute Gegenwart aus, das „Da-Sein“ im Heidegger'schen Sinne. Das Sein im Hier und Jetzt. Der Mensch in der griechischen Antike sah keinerlei Widerspruch darin, das Firmament zu beobachten, um den Kosmos zu ergründen, gleichzeitig jedoch die Grenzen seiner Welt am eigenen Horizont zu ziehen.

Für die Griechen wie für die Römer war Gott, wie Fustel de Coulanges in seinem Werk „La cité antique“ schreibt, nicht allgegenwärtig und vor allem nicht für alle da. Die Götter jedes Menschen wohnten in seinem Haus, in seiner Stadt oder zumindest im größeren Umkreis. Wer ins Exil geschickt wurde, musste nicht nur seine Heimat, sondern auch seine Götter zurücklassen: „Das Glück, zu beten, ward ihm genommen.“ Diese Verbundenheit mit seiner Stadt, wie sie der Mensch in der Antike empfand, gewinnt für uns heute eine völlig neue Bedeutung. Von uns verlangt man, in abstrakter Weise die ganze Welt zu lieben. Man spricht ja sogar schon von einer „Nation der Menschen“ und ignoriert dabei völlig das Territorium, das uns von Rechts wegen gehört. (Ich möchte an dieser Stelle darauf verzichten, in einen langwierigen und banalen Diskurs über Patriotismus einzusteigen). Als sei die angeordnete Liebe zur Menschheit

legitimer als die Liebe zu unserem Kind, nur weil Erstere zahlenmäßig überlegen ist. Das sind Zahlenspielerereien, wie sie die Banken betreiben. So bläut man uns gebetsmühlenartig ein, einzig und allein die Europäische Union, das heißt die Abschaffung der Nationalstaaten, sei in der Lage, aufstrebenden Wirtschaftsmächten wie Brasilien oder Mexiko die Stirn zu bieten. Ein Europa, das nichts mehr verkaufen kann, würde zwangsläufig im Elend versinken. Fakt ist jedoch, dass in Mexiko, Brasilien sowie in sämtlichen Ländern des sogenannten „Lateinamerikas“ (der Name allein ist purer Hohn) Korruption und Kriminalität und sogar eine fatale Form von Ignoranz herrschen. Niemals könnten diese Länder und diese Menschen eine Bedrohung für ein Europa darstellen, das im Sinne Adenauers und de Gaulles auf wenige Mitgliedstaaten beschränkt ist, es sei denn, wir gäben ihnen das Recht, sich bei uns niederzulassen und gewährten ihnen Einblicke in unsere Industriegeheimnisse. Die Europäer müssten ihrerseits endlich begreifen, dass rückläufige Bevölkerungszahlen zwangsläufig qualvolles Siechtum nach sich ziehen. Vor China hatte uns bereits Napoleon gewarnt. Er hätte es mit Sicherheit nicht hingenommen, dass wir den Chinesen aus Profitdenken unsere technischen Geheimnisse preisgeben... Nun gut, Napoleon hat dafür andere Verbrechen begangen.

Die Menschen im alten Griechenland versuchten nicht, sich fremden Religionen oder Sitten und Gebräuchen anzupassen. Sie wussten sehr gut über die ägyptische oder assyrische Kunst Bescheid, doch es wäre ihnen nicht im Traum in den Sinn gekommen, das Göttliche in Form einer Frau mit Kuhschädel oder eines Mannes mit Geierkopf darzustellen. Sein Ich verteidigen, so lautete die Zauberformel, die Leben und Überleben garantiert. Aber genau diese kleine, gleichsam göttliche Eigenschaft steht heute dem Verschmelzen der internationalen Finanzmärkte, der Entstehung eines Weltstaates, also eines

weltumspannenden Wirtschaftsimperiums, im Wege. Wir nehmen das so hin, weil wir so unerträglich tolerant und obendrein auch noch stolz auf diese Charakterschwäche sind. Der Welthandel braucht maximale Toleranz, damit der Warenaustausch funktioniert. Absatzorientierte Unternehmer fühlen sich durch Landesgrenzen behindert und befürworten daher jede Form von Freizügigkeit. Wir beuten nach wie vor in schamloser Weise arme Länder aus, unterstützen aber dafür in umgekehrter Richtung Zuwanderung jedweder Art, um so an billige Arbeitskräfte zu kommen. Wir sind „tolerant“ geworden. Irgendwo, ich weiß nicht mehr wo, habe ich einmal gelesen: „Toleranz ist der Tod der Seele.“ Ich möchte es darüber hinaus folgendermaßen umschreiben: Toleranz ist der Versuch, es an Bord eines Segelschiffs mit Winden aus allen Himmelsrichtungen gleichzeitig aufnehmen zu wollen.

Die alten Griechen waren nicht expansionistisch wie später die Römer, sozusagen die ersten Amerikaner der Antike, und sie pflegten auch keinerlei Austausch mit der damals bekannten Welt um sie herum. Sie betrieben zwar aktiv Handel – heute würden wir sagen internationalen Handel – wie die Phönizier und andere, doch das war auch schon alles. Diese Botschaft der Abgrenzung, die der griechische Kouros – der stehende Mensch – unter anderem vermittelt, wurde von Ludwig Curtius meisterhaft in Worte gefasst: „Mit ihrem Ziel der isolierenden, abgrenzenden Darstellung eines Körperlichen bleibt die Aufgabe der Plastik immer die gleiche. (...) So mächtig ist diese in dem griechischen Kouros, dass wir vor ihm vergessen, dass es außer ihm noch eine Welt gibt. Er scheint sie ganz in sich aufgenommen zu haben. Er ist ihre Mitte.“ Dies bringt uns zu einem weiteren Übel unserer Zeit, das unseren Untergang herbeiführen wird: Kommunikation, genauer gesagt das im Grunde durch neurotische Ängste genährte Bedürfnis, seine Mitte zu verlassen. Erst heute verstehe ich den Satz von Pierre Aimez: „Ein freier Mensch ist bemüht, möglichst wenig zu kommunizieren.“ Diese Feststellung ist kein Aufruf zu Paranoia oder Misanthropie, sondern lediglich zum wohlbedachten Umgang mit zwischenmenschlichen Kontakten, die sparsam dosiert an Qualität gewinnen. Es ist unmöglich, über die Inflation der Worte zu sprechen, ohne auf die Überfrachtung mit Bildern einzugehen, der wir in den modernen Kommunikationsmedien ausgesetzt sind. Bereits 1859 (!) prognostizierte Charles Baudelaire sehr treffend die zukünftige Entwicklung der Fotografie. Für Paul Gauguin war die Fotokamera eine „raffinierte Maschine, die bald auch Farben hervorbringen wird“. Baudelaires Worte verdienen es, in voller Länge zitiert zu werden:

„Da die **photographische Industrie** [Anm. des Autors: Die besondere Hervorhebung stammt von mir.] die Zuflucht aller verkrachten Maler war, deren Begabung oder deren Fleiß nicht hinreichten, ihr Studium zu Ende zu führen, so trug diese allgemeine Überschätzung nicht nur das Merkmal der Verblendung und des

Schwachsinn, sondern sie hatte auch noch einen Anstrich von Rache.“ Diese verkrachten Maler, die sich an der ganzen Welt rächen, sind die Medien. Das rastlose in der Weltgeschichte Umherreisen, die Überschwemmung mit Worten und Bildern, die aus unserer Welt eine Überwachungshölle und einen Schauplatz für Kriege ohne Grenzen gemacht haben, ist diametral entgegengesetzt zum bewusst gewählten Mikrokosmos des Griechen in der Antike.

Die zweite Botschaft des Griechen der Antike geht über das „Erkenne dich selbst“ am Tempel von Delphi hinaus. Diese Botschaft ist der Mut im Angesicht des Todes oder der Widrigkeiten, die das Leben – das, was die alten Griechen Schicksal nannten – bereithält. Dieser Mut war sowohl physisch als auch metaphysisch. Genau dieser Mut fehlt uns heute. An seine Stelle sind Nachsicht gegenüber den Spielregeln der Marktwirtschaft getreten sowie der klägliche Wunsch, möglichst lange zu leben. Beides stürzt uns ins Elend, ein Elend, das wir durchaus verdient haben und das sogar in gewisser Weise ein Trost ist.

Im Gegensatz zu den Christen sowie den Anhängern des Talmud und des Koran flüchteten sie sich nicht feige in die Vorstellung eines frei erfundenen Paradieses, sondern stellten sich mutig dem Tod und dem Leben! Der Verlust des Lebens bedeutete für sie vor allem Verlust des Lichts. Sterben hieß, ins Reich der Schatten verbannt zu werden, ein Labyrinth, in dem die Seelen in der Dunkelheit dahinvegetierten. Der Mut der Griechen bestand darin, bereitwillig auf dieses Licht verzichtend ins trostlose Jenseits zu wechseln, sofern dies aus moralischen Gründen im Kampf für eine geheiligte Sache erforderlich war. Welten trennen dieses Licht vom Licht unserer modernen Glühbirnen. Der Tod ist in unserer modernen Gesellschaft tabu und allgegenwärtig zugleich – und beides ist gleichermaßen deplatziert. Allgegenwärtig in Fernsehkrimis, präsent insofern, als wir alles produzieren, was Leben vernichtet, Hauptsache, man kann damit Geld verdienen, und präsent auch in unserer sogenannten „Spaßgesellschaft“ mit ihrer dumpfen Vergnügungssucht, angeheizt durch künstlich erzeugte Bedürfnissen, auf deren Befriedigung wir problemlos verzichten könnten.

Die Verteidigung des eigenen Lebens und der Stadtmauer verlangte einen gestählten Körper. Was wir heute Sport nennen, war für die alten Griechen in erster Linie militärische Körperertüchtigung. Der griechische Mann war Athlet und damit würdig, Waffen zu tragen.

Ohne Erwartungen dem Tod entgegensehen, nicht auf ein Leben im Jenseits hoffen, wissen, dass man gegebenenfalls das Licht hinter sich lassen muss, kämpfen, wenn es sein muss: für dieses Licht oder für seine Stadt. Für Aristoteles sollte Mut vor allem deswegen bewiesen werden, weil er „so sittlich schön und das Gegenteil hässlich ist“. Angesichts dessen kann man mit Fug und Recht davon ausgehen, dass die Griechen mit geradezu leidenschaftlicher Liebe am Leben hingen. Ihnen muss es im Grunde schwerer als uns gefallen sein, die irdischen Freuden hinter sich zu lassen...

Es muss wohl nicht darauf hingewiesen werden, dass alle diese Eigenschaften, die bis Mitte des 20. Jahrhunderts in Europa zumindest in der Theorie noch einer größeren gebildeten Elite bekannt waren, wenn auch nicht gepflegt wurden, seither nicht nur ihre Gültigkeit verloren haben, sondern vollständig aus unserem Bewusstsein gestrichen wurden. Nehmen wir die grotesken Figuren in der Werbung, Pornofilme, die Technik im Dienste des Komforts und der Faulheit, die Millionen Bücher, die Jahr für Jahr erscheinen und wie Strohfeuer wieder verschwinden – ein Beleg für das Verschwinden der Wörter und damit auch der Worte –, unseren Mobilitäts- und Geschwindigkeitswahn, Hochgeschwindigkeitszüge und Autobahnen, welche die letzten Flecken Natur in unserem winzigen Europa zerstören, unsere Abhängigkeit vom Geld, mit dem wir all das bezahlen, um dann letzten Endes doch in Armut zu enden. ALLES, was die Neuzeit ausmacht, zeugt von Feigheit, Dummheit, Todessehnsucht und Ohnmacht.

Die Masse, zu der wir geworden sind, ist nicht mehr imstande, sich gegen einen Komplott aufzulehnen, der eigentlich nicht einmal ein Komplott ist. Denn selbst die Banken sind nur hirnlose Aasgeier und mitnichten intelligent genug, einen Komplott gegen die Menschheit zu schmieden. Es sind vielmehr die Menschen, die sich ihrerseits nichts sehnlicher wünschen, als sich unter die Führung der Banken zu begeben. Wenn die Masse in der Vergangenheit reagiert hat – sprich wenn es zu einer Revolution kam –, dann deshalb, weil die Masse zu diesem Zeitpunkt noch überschaubar und vor allem homogen war wie beispielsweise das französische Volk 1789. Der Adel und die anderen Stände gehörten immerhin ein und demselben Volk an! Unser Europa ist heute nicht das, was es hätte werden sollen: eine Völkergemeinschaft. Es ist nur eines dieser namenlosen Schiffe der internationalen Handelsflotte, die unter liberianischer oder maltesischer Flagge oder unter einem anderen Deckmantel fahren, damit an Lohnkosten und Sicherheitsstandards gespart werden kann.

Leider kommt heute nicht einmal mehr ein heilsamer Ruf zum Widerstand in Frage. Folglich bleibt nur, als Einzelner Konsequenz zu beweisen: Auf seinem Posten bleiben wie die beiden von Oswald Spengler beschriebenen Wachposten, die beim Ausbruch des Vesuvs vor den Stadttoren Pompejis Wache hielten, während die Menge kopflos und panisch die Flucht ergriff. Das Große Chaos wird entscheiden, was überleben soll und was nicht.

Serge Mangin

München, Ende Dezember 2012

Übersetzung aus dem Französischen von Gabi Grause.

Vom Anfang an haben mich die allein im Raum stehenden Statuen der Griechen dazu motiviert die existenzielle Botschaft des Seins zum Ausdruck zu bringen. Später hat mich das poetische Werk Hölderlins dazu eingeladen nach Griechenland zu weilen, dieser Wiege des abendländischen Denkens, wo mir das Sein in seiner vollen Pracht sichtbar geworden ist.

Hier einige dieser Statuen, die mir das griechische Licht inspiriert hat.



